

## Kritik in Kürze

## West-östliches Doping

Der Titel meint Ost und West: Nach ausgiebiger Recherche erzählt der Journalist Klaus Blume, wie hüben und drüben gemeinsam gedopt und manipuliert wurde, bevor die Mauer fiel: Anabolika aus dem Westen wurden gern gegen Rezepte zu deren Anwendung eingetauscht. Trainer, Sportfunktionäre und Politiker des geteilten Landes wussten, was durch die Kehlen und in die Blutbahn der Topathleten der anderen Seite lief. Zum freimütigen Austausch kam professionelle Bespitzelung, Überläufer waren stets willkommen. Bei der Einheit des deutschen Sports konnte es deshalb nur auf der Vorderbühne um Aufarbeitung gehen. Hinter den Kulissen verstärkten die vereinten Experten ihre Machenschaften. In atemlosen Tiraden vergisst Blume in seiner Empörung, dass Leser gern einen Beleg für die eine oder andere Behauptung hätten. Für die rücksichtslose Kommerzialisierung des olympischen Sports durch IOC-Präsident Samaranch gibt es einen Zeugen: Berthold Beitz. Der mächtige Industrielle und IOC-Vize kommt in einem Bericht der Stasi zu Wort, der Staats- und Parteichef Honecker vorgelegt worden sein soll. Blume informierte der oberste Zyniker des DDR-Sports persönlich darüber, Manfred Ewald. Dieser vertrat 1990 bei konspirativen Treffen und in Talkshows die These, dass der humanistische DDR-Sport vom Kapitalismus daran gehindert worden sei, den Sport vor Doping und Korruption zu retten. Aber wie sollte der Arbeiter-und-Bauern-Staat auch gegen Parties ankommen, auf denen die Firma Adidas Delegierte so manipuliert: „Alkohol, Strichjungen, Prostituierte – alles wurde angeboten und war vom Besten.“ (Klaus Blume: „Die Doping-Republik“. Eine (deutsch-)deutsche Sportgeschichte. Rotbuch Verlag, Berlin 2012. 228 S., br., 16,95 €.)

## Verdächtiges Streaming

Pop sei „die künstlerische Ausdrucksform der freien Marktwirtschaft“, schreiben der Musiker Hans Platzgumer und der Journalist Didi Neidhart: „Mit ihr ist er entstanden, gewachsen. Mit ihr wird er sterben. Und das in absehbarer Zeit.“ Das kleine Buch der Österreicher liefert eine Krisendiagnose des Pop im Zeitalter seiner speichertechnischen Reduzierbarkeit. So ist heute viel mehr Musik verfügbar, weil sie sich mit digitalen Mitteln schneller produzieren und auf digitalen Wegen weiträumiger verbreiten lässt. Statt an das Medium der Platte, Kassetts oder CD gebunden zu sein, beansprucht Musik nicht einmal mehr Speicherplatz als Datei, wenn sie über einen der Streamingdienste gehört wird, die Zugriff auf Millionen Titel bieten. Doch die Fülle überfordere die Hörer, fürchten die Autoren, und die Allverfügbarkeit entwerde die Musik, weil Stücke nur noch angepielt statt wirklich wahrgenommen würden. Im Anspielen von Themen macht es der launige Essay „Musik ist Müll“ freilich auch nicht viel anders zwischen Rechtskritik („Der Verweis auf geistige Besitzansprüche ist nichts anderes als ein Willkürakt“), Unbehagen am Heimatland („Popo der Weltmusik“) und ungelungen formulierter Renitenz („Es gäbe vielfältige musikalische Architekturen, um Soundscapes zu okkupieren“). Damit wird der Band selbst zu – nein, nicht Müll, aber zu einem Werk, dem man bei der Entstehung mehr Zeit zum sorgfältigen Nachdenken gewünscht hätte. (Hans Platzgumer und Didi Neidhart: „Musik ist Müll“. Essay. Limbus Verlag, Innsbruck 2012. 127 S., geb., 10,- €.) grae

## Literatur

## Die Erinnerung kann das Geschehen niemals originalgetreu wiedergeben

Vergessene Dokumente: Elliot Perlman hat mit „Tonspuren“ einen Roman über die Schoa geschrieben. Der Herausforderung durch das Sujet wird der Australier nicht gerecht.

Elliot Perlman stammt aus einer polnisch-jüdischen Familie, die in den zwanziger Jahren nach Australien ausgewandert ist. Bislang ist er vor allem in den Vereinigten Staaten als Schriftsteller erfolgreich. Nun ist sein jüngster Roman übersetzt worden: „Tonspuren“. Der Titel spricht sein Thema an: Es geht um Aufnahmen der ersten Interviews mit Holocaust-Überlebenden, die unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs von einem Psychologie-Professor der Universität Chicago namens Henry Border aufgezeichnet worden sein sollen.

Zufällig stößt der Historiker Adam Zignelik auf diese vergessenen Tondokumente, eigentlich in der Hoffnung, dabei Hinweise zur Beteiligung schwarzer amerikanischer Soldaten bei der Befreiung Dachaus aufzuspüren, denn als Sohn eines berühmten Bürgerrechtler-Anwalts liegt dies seinem eigentlichen Forschungsgebiet näher. Darüber jedoch

## Neue Sachbücher



Hohe Schule des Frontalunterrichts: Szene aus Kurt Hoffmanns Film „Das fliegende Klassenzimmer“ (1954) nach dem Roman von Erich Kästner

Foto ddp

## Oh ihr Rennpferde, fressst einfach mehr Phrasenhafer!

So viel intellektuelle Schlampigkeit war selten:

Richard David Precht möchte das deutsche Bildungswesen durchleuchten, funzelt aber nur mit qualmenden Klischeefackeln herum.

Verrat, Bankrott, Katastrophe, die Titanic kurz vorm Untergang. Richard David Precht zieht bekannte Register. Die deutschen Schulen sind furchtbar. Woher er das weiß? Zunächst aus den internationalen Vergleichsstudien, die Precht aber ihrerseits auch furchtbar findet. Denn Bildung ist für ihn Persönlichkeitsentwicklung. Er unterscheidet dabei nicht zwischen Erziehung (absichtliche Personenveränderung) und Sozialisation (unabsichtliche). Kreativität aber und „Teamfähigkeit“, die für ihn zur Persönlichkeit gehören (Beamte, Angestellte und Arbeiter haben für ihn keine richtige), kann man nicht messen. Folgerichtigerweise müsste er die ganze Kritik, die er über Pisa-Befunde und OECD-Statistiken am deutschen Schulsystem herleitet, eigentlich gleich wieder einpacken.

Tut er aber nicht, der Widerspruch fällt ihm gar nicht auf. Precht ist „high in personality, but low in information“. Das meiste, worauf er sich beruft, kennt er mehr vom Hörensagen. Für den Befund, dass auf Reformvorschläge zumeist mit Schweigen reagiert wird, zitiert er beispielsweise zwei österreichische Bildungsforscher. Aber deren Buch handelt gar nicht von unterdrückten Schulreformen, sondern davon, dass die Autoren der Pisa-Studie kritikresistent sind. Oder nehmen wir sein Kapitel über Humboldt als Kronzeugen da-

für, dass nicht der Stoff, sondern das Lernen des Lernens im Mittelpunkt der Schule steht. Humboldts Schule habe keiner Prüfungen bedurft, weil man die Persönlichkeit eben auch nicht prüfen könne. Sancta simplicitas! Ob das Lernen gelernt wurde, kann man schon prüfen. Und in den Studien Heinrich Bosses, die Precht in seiner Literaturliste aufführt, hätte er finden könne, dass Humboldt ein wahrer Prüfungsenthusiast war. Weshalb? Weil er Bildung gegen Privilegien stellte, und wenn nicht geprüft wird, geht es noch ungerechter zu als ohnehin. Das Buch strotzt vor Unkenntnis, was seine Polemik gegen den „Stoff“ in ein interessantes Licht setzt.

Dass die deutschen Schulen im Durchschnitt schrecklich sind, weiß Precht schon vor aller Empirie. Für ihn sind der Frontalunterricht, die Fünfundvierzig-Minuten-Stunde, das Unterrichten von Jahrgängen, Zensuren, Klassenarbeiten und Hausaufgaben alles Strukturen von gestern. Warum? „Ein Blick auf die Mentalität heutiger Schüler belehrt unmissverständlich darüber. Sie lernen eine ‚Stoff‘, von dem sie wissen, dass sie ihn nach abgelegter Prüfung schnell wieder vergessen dürfen – was sie im Regelfall auch tun.“

Die Rückfrage, was denn die Jahrgangsklasse mit dem Stoffpauken zu tun hat, müsste erlaubt sein. Wer Prüfungen ablehnt, weil es törichtes Prüfen gibt, müsste auch gegen Sachbücher sein. Der Nachweis, dass es törichte gibt, wird täglich geführt. Ganz zu schweigen davon, dass auch die Merkmale dessen, was Precht das „Klassenzimmer-Modell“ nennt, nicht notwendig zusammenhängen. Man kann Doppelstunden geben, die in Hausaufgaben münden, ohne dass das in Jahrgangsklassen geschehen müsste. Die Folgerung, der Unterricht sei nicht erfolgreich, also alle

seine Komponenten seien abzulehnen, ist so absurd, dass man sich schon wundert, welchen Unterricht denn Precht bekam.

Die Frage, ob alle besseren Bildungssysteme keine Jahrgangsklassen, Hausaufgaben, Zensuren und Stoffpauken kennen, stellt er sich erst gar nicht, obwohl er seine ganze Argumentation zusammenfalten könnte, wenn sie auch nur für eines davon zu bejahen wäre. Und wenn wirklich das Stoffpauken in deutschen Schulen vergleichsweise dominant wäre, hätte die Reform bei der Lehrerbildung und bei den Lehrplänen anzusetzen, nicht bei der abenteuerlichen Vorstellung, man könne



Richard David Precht: „Anna, die Schule und der liebe Gott“. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern.

Goldmann Verlag, München 2013. 352 S., geb., 19,99 €.

die Lehrkraft als zentralen Unterrichtsfaktor abschaffen.

Diese durchgängige intellektuelle Schlampigkeit entwertet alle richtigen Beobachtungen. Dass die Lehrpläne zu vollgestopft sind, dass zu viel „teaching to the test“ betrieben wird, dass die Noteninflation die Zertifikate uniformiert macht, dass es zu viel nutzlose Didaktiken gibt und die Lehrerbildung im Argen liegt – alles längst festgestellt, Precht sagt es noch einmal. Und begräbt es vollmundig unter bloßen Behauptungen. Was etwa folgt daraus, dass die Zukunft unbekannt ist? Für Precht, dass man die Schulfächer zuguns-

ten von „Projekten“ aufgibt. Denn die Fächer seien nur für eine „arbeitssteile Arbeiter- und Angestelltengesellschaft“ gut gewesen, fürderhin brauche es „Selbstkompetenz“, interdisziplinäre Vernetzung – ohne vorher diszipliniert geschult zu sein? – und nicht Chemiestunden. Dynamisch sei die Welt heute, flexibel und originell sei der Mensch. Wir brauchen keine Postpferde, sondern Rennpferde, und die brauchen Charakter. Was heißt das für Abiturienten? Sie brauchen die Fähigkeit, „verschiedene Expertisen multiperspektivisch zu einem Erkenntnisprozess zu ordnen und daraus Strategien zu generieren.“ Gut, dass hier endlich mal ein Rennpferd ohne Phrasendrescherei auskommt!

Man kann über viele Reformvorschläge reden, etwa darüber, was es hieß, Lerngeschwindigkeiten zu unterscheiden und die Schüler nicht als Klasse, sondern als Individuen zu unterrichten. Dabei wird man das Menschenmögliche – fünfundzwanzig vollständig individualisierte Tests und ein Lehrer? – ebenso bedenken müssen wie die Frage, wie das Unterrichtsgespräch dann aussähe. Schließlich hängt es davon ab, dass entschieden werden kann, ob etwas ein Beitrag zur gemeinsamen Frage oder nur innerhalb der individuellen Lernbiographie ist.

Dennoch ist hier wie bei den Lehrplänen Spielraum für sinnvolle Abweichungen von eingefahrenen Pfaden. Nur müssen sie mit Verstand vorgeschlagen werden und nicht, wie es Precht tut, ohne jedes soziologische und fachliche Gespür. Bildung definiert er an einer Stelle so: viele verschiedene Dinge produktiv miteinander in Verbindung bringen zu können und vielfältige eigene Gedanken zu entwickeln. Dass der Unterschied zwischen eigenen Gedanken und richtigen Gedanken nicht zu verachten ist, belegt sein Buch auf jeder Seite.

JÜRGEN KAUBE



Neue Sachlichkeit

## Don't mention the war, please

Ein Witz mit Bart: Welchen Titel trägt das kürzeste Buch der Welt? „Tausend Jahre deutscher Humor“. Ein Witz von der Insel, die Deutschland im Augenblick politisch den Rücken zuwendet, obwohl das Interesse der Briten am wirtschaftlich erfolgreichen Nachbarn groß ist (F.A.Z. vom 6. Februar). Der Band „Keeping Up With the Germans“ (Dranbleiben an den Deutschen, mithalten mit ihnen), letztes Jahr in England erschienen, macht Stimmung für die deutsch-englische Freundschaft. In der nun auf Deutsch vorliegenden Fassung hat man zwar den Umschlag übernommen, aber einen Titel gewählt, der kein Höhepunkt deutschen Humors ist. (Philip Oltermann: „Dichter und Denker, Spinner und Banker“. Eine deutsch-englische Beziehungsgeschichte. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 2013. 284 S., br., 12,99 €.)

Die unterschiedliche Auffassung von Humor – das haben alle englischen Rezensionen des durchweg positiv besprochen Buches vermerkt – ist eine Schlüsselfrage. Dessen ungeachtet kommt das Buch nicht ohne intensive Erörterung der fußballerischen Konkurrenz aus. Wembley, EM-Halbfinale 1996, WM-Achtelfinale 2010. Den Antagonisten Kevin Keegan und Bertie Vogts ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Dass die Hitlerei zurückstehen muss, hat auch damit zu tun, dass dieses Kapitel der Geschichte nicht mehr alle anderen überdeckt. Oltermann erzählt die Geschichte der nazibegleiteten Unity Mitford und ihrer Plauderei mit dem „Führer“. Und er kombiniert diese Anekdote geschickt mit seinem Besuch im Englischen Garten zu München, wo die Mitford sich einst nackt sonnte und in dem er zusammennickt, als im Biergarten am Chinesischen Turm die Blasmusik zu spielen beginnt.

Oltermann, Jahrgang 1981, arbeitet für die Online-Ausgabe des „Guardian“. Er beschäftigt sich intensiv mit der Vergangenheit, auch mit der von Punk und Britpop. So beginnt seine „The Clash“-Rezeption zweiundzwanzig Jahre nach Gründung der Band. Ein wenig mehr Gegenwart hätte nicht geschadet: Welchen Stellenwert hat Deutschland für heute dreißigjährige Briten? Der Autor hat je eine Lebenshälfte in Norderstedt bei Hamburg und eine in London (beziehungsweise an seinem Studienort Oxford) verbracht. Er neigt eindeutig der englischen Seite zu, und wie so mancher *expatriate* erreichte er dieses Ziel mit sprachlicher und habitueller Überanpassung.

Der Mini gegen den Käfer, Kurt Schwitters im Lake District, die einseitige Liebe der Deutschen zu „Dinner for One“ – die Lektüre ist auch ein vernünftiger Spaziergang durch die Kulturschicht. Die Lektion im Fach Debatte und Rhetorik hat Oltermann, anders als Theodor W. Adorno, in Oxford gelernt. Der sei, so erinnert sich der Philosoph A. J. Ayer in seinen Memoiren, in Erinnerung durch sein „dandyhaftes Gehabe und Auftreten und seine konstanten Bemühungen herauszufinden, ob man anderen Einwanderern das Privileg gestattet hatte, das ihm bisher verwehrt war, nämlich sein Abendessen am High Table einzunehmen“. HANNES HINTERMEIER



Elliot Perlman

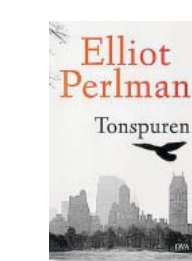
Foto Polaris/taif

„Sieben Seiten der Wahrheit“ durchaus überzeugt hat, funktioniert hier nur begrenzt, weil der Autor in Dickensscher Manier bemüht ist, jede einzelne Figur mit möglichst vielen anderen in Beziehung zu setzen. Das begrenzt aber die Protagonisten nur.

Einzig Lamont Williams ist für den Leser als echtes Individuum wahrnehmbar. Zum Beispiel, wenn er sich in der grandiosen Eingangsszene nicht durchringen kann, für einen älteren schwarzen Busfahrer Partei zu ergreifen, der von einem völlig außer sich geratenen Puertoricaner aufs wüteste provoziert und beschimpft wird – Lamont ist auf Bewahrung frei und scheut jede mögliche Begegnung mit der Polizei. Oder seine schmerzhaft-peinliche Erinnerung daran, wie er als Kind einen Schulkameraden besuchte, der die Actionfigur, die Lamont zum Geburtstag bekommen hatte und ihm voller Stolz vorführen wollte, als Geschenk für sich begriff.

Exaktheit lag dem Autor offensichtlich sehr am Herzen: Der Anhang zu „Tonspuren“ enthält sieben Seiten Bibliographie zum Holocaust und der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Perlman Roman fußt auf sechs Jahren intensiver Forschung und ebenso vielen Besuchen in Auschwitz, trotzdem ist er genau da am ergreifendsten, wo er sich bewusst

von den Fesseln historischer Korrektheit befreit. Aber wie genau muss und wie genau will man all das wissen, was Henryk Mandelbrot (und mit ihm Elliot Perlman) zu erzählen hat – und entsteht dieses Interesse aus den richtigen Motiven heraus? Kann es auch ein Zuviel an Unerträglichkeit geben? Gewiss sollte nichts beschönigt werden, aber was, wenn das



Elliot Perlman: „Tonspuren“. Roman.

Aus dem Englischen von Grete Osterwald. Deutsche Verlags-Anstalt, München. 704 S., geb., 24,99 €.

Erinnern der Grausamkeit in allen Details eben nicht zu mahnendem Gedenken führt, sondern eine dunkle voyeuristische Lust an ebendieser Grausamkeit befriedigt oder gar erst produziert?

Seine „Tonspuren“ widmet Perlman einzelnen Opfern sowohl des Holocausts wie auch der Rassenunruhen in den Vereinigten Staaten, „die alle an verschiedenen Erscheinungsformen desselben Übels starben“. Doch was genau ist die-

ses Übel? So unterschiedlich Perlman Charaktere auch sind, haben sie doch eines gemeinsam, nämlich dass scheinbar keiner von ihnen für dieses ominöse Übel in irgendeiner Erscheinungsform anfällig wäre – alles zivilisierte, auf ihre Art liebenswerte Menschen, die zwar Fehler haben und machen, sich im entscheidenden Moment aber sicher richtig verhalten würden.

Ohne Zweifel muss die Erinnerung an die Schrecken der Vergangenheit wachgehalten werden, und längst ist klar, dass Erinnerung nie eine originalgetreue Reproduktion des tatsächlichen Geschehenes oder Erlebten ist, sondern Vergangenes immer wieder neu, aktiv und subjektiv, rekonstruiert. Doch von der Reproduktion über die Rekonstruktion muss der Weg zum Transfer führen, zur Übertragung, zur Anwendung: auf die eigene historische, kulturelle und soziale Situation – und auf die eigene Person. In welcher Form erhebt sich das Übel heute, und wo bin ich anfällig dafür, ihm in die Hände zu spielen, es – wissenschaftlich oder nicht – zu unterstützen? Um Antworten auf diese Fragen zu geben, ist die Welt des Jahres 2007, wie Perlman sie in der Gegenwartshandlung von „Tonspuren“ präsentiert, zu gut, zu schlicht, zu flach. Wie seine Figuren. MARGRET FETZER